



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Koch, Karl: Die natürliche Sprachentwicklung und unsre heutige
Gemeinsprache.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

naten nebenbei für die Lehrerinnenprüfung vorzubereiten, wodurch infolge des zu vielen Sitzens häufig Krankheiten der Atmungsorgane, Verschlechterung des Blutes infolge unzureichender Atmung, Verbildungen des Rückgrates und der Beckenknochen, Verdauungsstörungen, Beeinträchtigung der Gehirnthätigkeit infolge von Überbürdung herbeigeführt werden. Freilich finden die Abwege in der Frauenerziehung, wie schon angedeutet, ihre Erklärung zum Teil durch unsere sozialen Verhältnisse, die viele Frauen gar nicht auf den Schauplatz ihrer eigentlichen Thätigkeit gelangen lassen und sie nötigen, sich in dem Kampf ums Dasein auf Laufbahnen zu begeben, die ihrer ursprünglichen Bestimmung schnurstracks entgegengesetzt sind.

Im allgemeinen zeigt sich in Frankreich, wie wir nachgewiesen zu haben glauben, auf dem Gebiete der Mädchenerziehung ein reges, von nationalem Geiste durchdrungenes Streben, das auch für uns Deutsche manches Anregende bietet.



Die natürliche Sprachentwicklung und unsere heutige Gemeinsprache

Von Karl Koch



In den Tagen des Zweifels, in den Tagen quälenden Sinnes über das Schickal meiner Heimat bist du allein meine Stütze und mein Stab, o große, mächtige, wahrhaftige und freie russische Sprache! So dachte der Russe Turgenjew über seine Sprache, und wir denken wohl nicht geringer von der unsern. Jedem Volke ist seine Sprache ein kostbares Besitztum; darum ist es gewiß recht und billig, daß auch der Einzelne ihr nicht gleichgiltig gegenüberstehe. Wir haben das Recht und die Pflicht, uns um sie zu kümmern; wenn nur die Meinungen darüber nicht gar so verschieden wären, wie das geschehen soll! Da hören wir von aufrichtigen Freunden unserer Muttersprache ernste Klagen über das Schwinden lebendigen Sprachgefühls, über Verwilderung und Verlotterung des Satzbaues, über geschmacklose Sprachmengerei, man verlangt mehr Zucht und Schulung. Man gründet Vereine, um alle Freunde der guten Sache zum Schutze der gefährdeten Sprache zu sammeln. Aber kaum ist das geschehen, da treten andre Sprachfreunde auf, und sie verfolgen das entgegengesetzte Ziel: warnend erheben sie ihre Stimme gegen jene Bestrebungen, die nach ihrer

Meinung jedem gesunden Sprachleben den sichern Tod bringen müssen; sie wollen die Sprache „befreien von ihren Freunden und Beschützern.“ Schulmeisterei — so lautet das Schlagwort auf dieser Seite.

Es ist ein eigentümliches Schicksal unsrer Schule, daß die Art ihrer Thätigkeit überall als Schreckbild gebraucht wird, wo es etwas recht Unnatürliches, Lebenswidriges zu bezeichnen gilt. Wie weit die Schule der Vergangenheit und der Gegenwart diese zweifelhafte Ehre verdient hat, will ich hier nicht untersuchen; was aber der Vorwurf den genannten Bestrebungen gegenüber bedeute, glaubt jeder sofort zu verstehen: „Unsre herrliche Sprache, das frische, ungebundene Naturkind, will man meistern und einengen durch dürrer Regelszwang. Frei, wie die mächtige Eiche des Waldes, entfaltet sich der Sprachbaum und treibt ungehemmt aus seiner innern Natur heraus neue Schößlinge, Blüten und Früchte. Aber da kommt der trockne Pedant, der Mann der blutlosen Regel, der Schulmeister, und sucht mit weiser Miene das Werk der Natur zu verbessern. Ihm fehlt jedes Verständnis für das frische, natürliche Wachstum, und mit schonungsloser Hand stutzt er den prächtigen Baum zu, daß es eine Schmach ist.“ Reden sie nicht wirklich so, die Herren? So muß ich auch die schönklingenden Worte Herman Grimms verstehen (Deutsche Rundschau, Februarheft 1889): „Deutsch würde zu einer toten Sprache herabgewürdigt werden, wenn man dem Wunsche ordnungsliebender Pedanten nachgebend unsre Sprache in Regeln zwingen wollte. Ein Deutscher greift nach den besten Worten, wie der Säugling nach der Brust seiner Mutter greift. Dafür bedarf es keiner Instruktionsstunden. Der Gebrauch der Sprache wird als natürliche Funktion vorausgesetzt. Ein Blick auf die Geschichte unsrer Litteratur muß zeigen, daß unsre in energischer Fortbildung begriffene Sprache ihre Gesetze in sich trage [trägt!], wie unsre Gesetzgebung das sittliche Bewußtsein des Volkes.“ Es läßt sich nicht leugnen, daß solche Ausführungen gerade für den Freund unsrer Muttersprache etwas Bestechendes haben, und gewiß sind es nicht die Schlechtesten, die sich durch ähnliche Überlegungen gefangen nehmen lassen. Ist aber diese Auffassung richtig? Sehen wir uns den „lebendigen Baum der Sprache“ einmal etwas genauer an!

Das Bild des Pflanzenlebens auf die Sprache angewandt ist uns sehr geläufig, wir vergessen dabei aber gar zu leicht, daß es einen Zustand der Sprache voraussetzt, von dem wir uns heute schon weit entfernt haben: es stellt uns — so weit dies ein Bild überhaupt vermag — das Leben einer unberührten Volkssprache dar. Mit einer solchen aber haben wir es nicht zu thun, sondern mit der alle deutschen Stämme umfassenden Gemeinsprache, mit unserm heutigen Schriftdeutsch. Die Entwicklung dieser Schriftsprache ist eine Bewegung, die sich von vornherein zu den natürlichen Sprachverhältnissen in Gegensatz stellt. Die natürliche Spracherlernung erfolgt von Mund zu Mund. Der Lehrende will dem Lernenden eigentlich nicht seine Sprache,

sondern seine Anschauungen, Empfindungen, Gedanken, Urteile übermitteln; die Sprache ist nur die Form, die ohne den Inhalt nichts bedeutet. So wird die Sprachthätigkeit selbst naiv, d. h. ohne Denken über die Sprache ausgeübt. Gleiche Sprache setzt den gleichen Gedankenkreis, den gleichen Lebensinhalt voraus. In diesem Sinne kann nur ein enger Kreis eine Sprache besitzen, und nur unter der Voraussetzung einer solchen Lebensgemeinschaft gelten streng genommen alle jenen schönen Sätze von der naturgemäßen Fortbildung der Sprache. Selbstverständlich müßte auch der Einfluß fremder Bildungs- und Sprachkreise ausgeschlossen sein.

In diesem Unschuldszustande befindet sich keine der Sprachen mehr, auf deren Betrachtung sich unsere ganze Sprachwissenschaft aufgebaut hat. Unsere Forschung mußte der Natur der Sache nach von schriftlich überlieferten Sprachdenkmälern ausgehen, und so mußte man die ungeheure Störung mit in den Kauf nehmen, die das Sprachleben überall durch die schriftliche Aufzeichnung der gesprochenen Rede erfahren hat. Mit dem Augenblicke, wo man das gesprochene Wort durch bleibende Zeichen festzuhalten sucht, beginnt das Denken über die Sprache, beginnt — wenn man will — auch die Schulmeisterei.

Wir sind glücklicherweise in der Lage, uns ein ursprünglicheres Bild vom Sprachleben zu verschaffen, als es uns unsere ältesten Litteratursprachen zu geben imstande sind. Ein solches bieten uns unsere Volksmundarten, und zwar umso treuer, je ferner sie unsrer Schriftsprache stehen. Ich denke hier besonders an die niederdeutschen Gebiete, in denen drei Jahrhunderte hindurch das eigentliche Volksleben von der hochdeutschen Bildung fast unberührt geblieben und die Fortbildung der Sprache unbeachtet von Schule und Kirche, den Vertreterinnen der hochdeutschen Gedankenwelt, ihren eignen Weg gegangen ist. Bei dem Bildungsgrade derer, denen die Inhaber höherer Kultur die Pflege der Sprache in vornehmer Veringschätzung überließen, war jede bewußte Einwirkung auf das überlieferte Gut ausgeschlossen. Eine solche Sprache können wir wirklich dem wild und frei gewachsenen Baume vergleichen, an dem es nichts Fehlerhaftes giebt, weil alles Natur ist. Der sprachkundige Beobachter staunt über die strenge Folgerichtigkeit, und der Grammatiker steht mit seinen Lieblingsbegriffen „falsch“ und „richtig“ ratlos da; hier finden sie keine Anwendung.

Da hätten wir so ein Stück „natürlicher Sprachentwicklung.“ Doch übersehen wir auch nicht, wohin diese führt. Es giebt im Leben nirgends einen völligen Stillstand, auch im Sprachleben nicht, aber die einzelnen Schößlinge und Zweige laufen nicht zusammen, sie gehen immer weiter aus einander. So hat sich denn auch die altsächsische Sprache (um bei diesem Beispiele zu bleiben) in unzählige Einzelmundarten zerspalten, genau so, wie sich in der Bevölkerung einzelne Lebensgemeinschaften von einander absondern. Die Bildung, die Kultur arbeitet dieser Zerspaltung entgegen. Auf allen Lebensgebieten weist sie auf

die Zusammengehörigkeit der getrennten und auseinanderstrebenden Glieder eines großen Ganzen hin, sie weckt das Bewußtsein gemeinsamen Besitzes und lehrt gemeinsame Aufgaben neben den Sonderbestrebungen erkennen und würdigen. Die Bildungssprache sucht zu verbinden, zu einigen, wo die natürliche Entwicklung trennte.

Unsre heutige Gemeinsprache ist also kein einfaches Naturkind geblieben, und sie teilt dieses Schicksal mit allen andern Kultursprachen. Die Geschichte unsrer Sprache fällt mit der Entwicklung unsers gesamten geistigen Lebens zusammen. Ich brauche hier nicht auszuführen, wie viel unsre deutsche Bildung dem Auslande verdankt. Die Sprache hat diese „Erziehung“ unsers Volkes mit erlebt, nicht ohne Schaden für ihre ursprüngliche Eigenart. Aber nicht zu allen Zeiten hat sie sich in gleicher Weise fremden Einflüssen gegenüber verhalten. In den ersten Jahrhunderten, als römische Kultur unser Vaterland überslutete, nahm man das Fremde ohne Scheu auf als neuen eignen Besitz. Das Neugewonnene ergänzte den heimischen Sprachschatz, mußte sich aber dem Vorhandnen angleichen, und sollte es bis zur Unkenntlichkeit verändert werden. So erhielten wir die zahlreichen „Lehnwörter.“ Sie bezeichnen die Zeit der unbefangenen Annahme und Aneignung fremder Geistesarbeit. Ebenso verfahren noch jetzt die Volksmundarten gegenüber dem Hochdeutschen und den durch dieses übermittelten Fremdwörtern. Mit diesem massenhaften Eindringen fremder Bestandteile war streng genommen schon die natürliche Entwicklung der Sprache durchbrochen; die Zahl der fremden Pfropfreiser war zu groß, als daß wir fortan noch von dem freien Wachstum des Waldbaumes reden könnten. Auf diesem Wege kann eine Sprache zur Mischsprache werden, ja sie kann — von den fremden Eindringlingen überwuchert — allmählich ganz zu Grunde gehen, wie die Mundarten der deutschen Stämme in den romanischen Ländern. Doch sie braucht bis zum völligen Verschwinden den Charakter einer Volkssprache nicht einzubüßen, so lange die Sprachthätigkeit selbst für den Sprechenden nicht Gegenstand der Betrachtung geworden ist.

Diese Unbefangenheit, dieses naive Sprachleben wird zerstört, muß zerstört werden durch das Wachsen der Bildung. Die Sprache hat neue Aufgaben zu erfüllen, sie tritt in den Dienst bewußter Kulturarbeit, und damit werden auch ihre Lebensbedingungen verändert. Man bedient sich ihrer Hilfe, um tausende von einzelnen Lebensgemeinschaften zu höhern Einheiten zu verbinden, ihnen gemeinsame Aufgaben zu stellen, sie für die gleichen höhern Ziele zu begeistern. Und während die Sprache so verbindet, einigt, angleicht, vollziehen sich auch an ihr dieselben Wandlungen, die sie auf den verschiedensten Lebensgebieten zu schaffen sucht, und zwar diesmal unter der Mitwirkung bewußter menschlicher Geistes-thätigkeit. Das wird gar zu oft von denen übersehen, die für „natürliche Entwicklung“ schwärmen: das Mitwirken bewußter, verstandesmäßiger Willens-thätigkeit an der Gestaltung der Sprache ist eine notwendige Folge höherer

Geistesbildung, und erst durch diese Mitarbeit kann die Sprache ihre neue Aufgabe erfüllen, eine viele Stämme umfassende Gemeinsprache zu werden. Betrachten wir nur die Gegensätze: Differenzirung, Zersplitterung bis ins Unendliche — das Ziel des natürlichen Sprachlebens, Einheit und Gleichheit, soweit die deutsche Zunge klingt — das letzte Ziel der Bildungssprache! Daraus läßt sich schon erkennen, wie weit sich unsre Sprache vom Naturzustande entfernt hat.

Die fremden Einflüsse — so kann man sie doch wohl nennen — auf das Sprachleben sind gar mannichfaltiger Art, und es wird schwer sein, sie im einzelnen genau zu verfolgen. Aber fast alle stehen gewissermaßen in der Gefolgschaft einer neuen Macht, die sich von kleinen Anfängen zu immer größerer Bedeutung entfaltet. Ich habe schon beiläufig darauf hingewiesen, daß das „Denken über die Sprache“ mit dem Auftreten der Schrift aufs engste verbunden ist. Hier haben wir den Mittelpunkt, um den sich alle die neuen Mächte scharen, die fortan — bald hemmend, bald treibend — auf die Sprachentwicklung einwirken. In dem folgenden möchte ich daher versuchen, besonders die Bedeutung dieser Großmacht für das Leben der Sprache zu kennzeichnen.

Neben der gesprochenen Sprache geht die geschriebene gleichen Schrittes einher; sie sollte von Rechts wegen nichts als ihr getreues Spiegelbild sein, aber gleich in den ersten Anfängen bietet sie ein mehr oder weniger von der Vorlage abweichendes Bild.

Der Schreiber steht unter dem Banne der Schrift. Sonst war die Sprache nur Mittel zum Zwecke, die durch Nachahmung und Gewöhnung erlangte Fähigkeit sich mitzuteilen. Man konnte gar nicht daran denken, die Form des Ausdruckes als etwas Befondres zu betrachten. Für den Schreiber aber ist sie etwas Befondres, für sich Bestehendes, ich möchte sagen etwas Greifbares, das sich in einzelne Teile zerlegen, verbinden und willkürlich verändern läßt. So geht mit der kunstmäßigen Wiedergabe der Sprachformen durch die Schrift Hand in Hand die verstandesmäßige Betrachtung der Sprache als solcher, und an diese schließt sich unabwendbar das Bestreben, den schwankenden Gebrauch mit Überlegung festzustellen und zu regeln. Wenn wir nun noch bedenken, daß die ersten Versuche, deutsch zu schreiben, von Männern gemacht wurden, die selbst schon im Besitze einer grammatisch wohl durchgebildeten Schriftsprache waren, der lateinischen, die fortwährend zum Vergleiche mit den barbarischen Ausdrucksformen des Deutschen zwang, daß ferner unsre Sprache in ein fremdes Lautsystem hineingezwängt wurde, wer könnte da noch glauben, das Niedergeschriebene sei ein unverfälschtes Abbild des Gehörten?

Dieses Nebeneinander von Schrift und mündlicher Rede auf Grund der uns bekannten Thatsachen unsrer Sprachgeschichte möglichst genau zu verfolgen, wäre eine anziehende Aufgabe. Ich wage hier nur einige Andeutungen. Die wichtigste Frage wird immer die sein: In welchem Maße haben die zuerst

auf dem Papier entstandenen Veränderungen der gesprochenen Sprache rückwärts auf die Umgestaltung dieser eingewirkt? Und hier müssen wir — meine ich — bis in unsere Zeit herein eine stete Zunahme der Macht der Schrift erkennen. Diese Zunahme ist aufs engste verknüpft mit dem Wachsen unserer gesamten Bildung, aber sie ist zugleich der Grund, weshalb wir uns selbst und andern zurufen müssen: „Hütet eure Muttersprache!“

In den ersten Jahrhunderten unserer Sprachgeschichte ist der unmittelbare Einfluß der Schrift auf die Sprache der großen Menge — diese, nicht der Einzelne „macht“ die Sprache — nicht allzu hoch anzuschlagen. Wir dürfen nicht vergessen, daß die Kunst des Schreibens und Lesens nicht gleich Gemeinbesitz war. Auch das Niedergeschriebene sollte nicht etwa von tausend einzelnen Menschen gelesen, es sollte vorgelesen und so — wie alles andre — durch das Ohr der Masse übermittelt werden. So wurde das Geschriebene wieder lebende Sprache, und etwaige Abweichungen, zu denen der Gebrauch der Feder den Schreiber verleitet haben mochte, verbesserten sich meistens von selbst im Strome der lebendigen Rede. Doch so ganz ohne Bedeutung für die große Menge ist auch auf dieser Stufe die Schrift nicht. Sie hält einen augenblicklichen Sprachzustand fest, indem sie dem einmal gesprochenen Worte Dauer verleiht. Es kann tausendmal in derselben Form wiederholt werden, ohne daß sein Urheber in der Nähe weilt; es kann weit über die Grenzen der natürlichen Sprachgemeinschaft, in der es entstand, hinausgetragen und mündlich verbreitet werden und so auf den weitesten Zuhörerkreis eine unberechenbare Wirkung ausüben. Und umso nachhaltiger muß diese Wirkung sein, je mehr Sprachgut auf diesem Wege mitgeteilt wird, und je größere Bedeutung das Gebotene für das Leben der Hörenden gewinnt.

Das sind die Anfänge der Macht der Schrift. Den weiteren Verlauf will ich kurz andeuten. So lange der Schreibende sich damit begnügt, das Gehörte aufzuzeichnen, damit es noch einmal weiter gehört werden kann, so lange diese Wiederholung Sache des berufsmäßigen Vorlesers ist, behält das gesprochene Wort das ihm gebührende Übergewicht. Schlimmer wird es, wenn jeder Einzelne nicht mehr das Ohr zur Aufnahme des Geschriebenen nötig hat, sondern dank guter Schulbildung diese Aufgabe dem Auge übertragen kann, noch schlimmer, wenn der Schreiber seine Rede erst auf dem Papier beginnt und sie in die Welt hinaussendet, ohne sie selbst vorher gehört zu haben. So steht es heute.

Als die deutsche Dichtung im Mittelalter ihre erste Blüte erlebte, da war die Schrift schon unentbehrlich für sie geworden, aber sie war zunächst nichts andres als eine untergeordnete Dienerin. Die ritterlichen Sänger standen ihr vornehm gegenüber; Dichten und Singen war eine edle Kunst, Schreiben und Lesen ein gelehrtes Handwerk, dessen Erlernung ein Dichter wie Wolfram von Eschenbach verschmähen durfte; es gab ja untergeordnete Geister, die das

für ihn besorgten. Die großen Dichtungen des Mittelalters sind nicht auf dem Papier oder Pergament entstanden, wenn sie auch gleich niedergeschrieben wurden, und das merkt man ihnen an.

An der Wiege unserer neuhochdeutschen Gemeinsprache hat die Schrift als hohe Gönnerin und Beschützerin Gevatter gestanden, und so steht denn auch ihre ganze Entwicklung und Ausbildung unter dem Einfluß der Pate. Das wollen wir nicht beklagen, es konnte nicht anders sein. Ohne die mächtige Hilfe der Schrift und die neuhinzutretende Vervielfältigung durch den Druck hätten wir dieses gemeinsame, alle Stämme umschlingende Band nicht, das die Zersplitterung des allgemeinen deutschen Geisteslebens verhindert und eine zweite Blüte unserer Dichtung möglich gemacht hat. Wir müssen aber die Thatsache hervorheben, daß von nun an jede Art höherer Bildung untrennbar mit der Kunst des Lesens verbunden ist. Niemand kann sich also dem unmittelbaren Einfluß des geschriebenen Wortes ganz entziehen, so verschieden auch das Maß, der Grad der Einwirkung auf seine Haus- und Verkehrssprache sein mag. Denken wir doch einmal darüber nach, wie viel von dem, was wir unser geistiges Eigentum nennen, uns zuerst durch das Auge auf dem Papier zugeführt worden ist! Und in ähnlicher Lage wie der Einzelne befindet sich die ganze Sprache. Einst wurde das Fremde zuerst im persönlichen Verkehr aufgenommen, in mündlicher Sprache verarbeitet und angeeignet, dann erst wurde das schon Vorhandene durch die Schrift wiedergegeben. Jetzt ist das Papier fast der einzige Weg, auf dem wir unsere ganze geistige Zufuhr von auswärts bekommen. So erklärt sich auch der durchgreifende Unterschied zwischen Lehn- und Fremdwörtern. Die Lehnwörter wurden zuerst gesprochen, mündlich angeeignet und viel später, nachdem sie schon eine neue feste Gestalt gewonnen hatten, auch niedergeschrieben, die Fremdwörter dagegen wurden erst geschrieben und drangen dann aus der Schrift in die mündliche Sprache ein. Nicht das Erlöschen der Triebkraft der Sprache — wie Gildemeister will — hat die Angleichung verhindert, sondern die Art ihres ersten Auftretens.

Sollen wir uns wundern, wenn unter diesen Umständen unsere gebildete Umgangssprache durchaus in das Verhältnis der Abhängigkeit von der Schrift, die einst ihre bescheidne Dienerin war, hineingeraten ist? Doch man wird mir vielleicht im Stillen längst den Einwand gemacht haben: „Der junge Weltbürger beginnt doch glücklicherweise auch heutzutage seine Sprachthätigkeit nicht mit der Kunst des Lesens. Den größten und wichtigsten Teil seiner Sprache lernt er genau so, wie die Kinder der Naturvölker von seiner nächsten Umgebung. Ehe die gefährliche Schrift an ihn herantritt, hat er sich auf dem alten Wege der Natur ein sicheres Besitztum erworben, und er erwirbt auf diesem auch später noch viel — trotz Schule und Buch, denn der mündliche Verkehr im engen Kreise bleibt für sein inneres Leben zunächst noch die Hauptsache.“ Das ist gewiß richtig, aber ich frage: Was ist denn das für eine Sprache, die er

von Eltern und Geschwistern lernen kann? Und da kommen wir eben zu unsrer heutigen Gemeinsprache.

Ich will hier nicht über das Verhältnis des Neuhochdeutschen zu den mitteldeutschen Mundarten und zu der vielbesprochenen sächsischen Kanzlei reden — das überlasse ich den Gelehrten. Aber eins muß ich hervorheben: der Gebildete ist aus dem Kreise der Mundart hinausgetreten und hat dafür eine Sprache eingetauscht, die zwar seine Heimat in der Regel noch verrät, deren Vorbild aber auf dem Papiere steht. Dieses Vorbild hat natürlich auch das gesprochene Wort als Grundlage zur Voraussetzung, aber an der Gestaltung im einzelnen ist bewußte Geistesethätigkeit, verstandesmäßige Betrachtung und menschliche Willkür fortwährend thätig gewesen. Man denke an den grammatischen und stilistischen Ausbau unsrer Schriftsprache im Laufe des sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts. Nach unsern heutigen Anschauungen über das Sprachleben könnte man vielleicht sagen, die Erziehung und Ausbildung unsrer Schriftsprache sei nach irrigen pädagogischen Grundsätzen geleitet worden. Man arbeitete da mit Begriffen von Richtigkeit und Schönheit, die wir nicht immer anerkennen werden. Welche Mundart bietet das beste, das richtigste Deutsch? Diese Frage z. B. ist uns heute fast unverständlich. Und doch förderte gerade diese einseitige Auffassung die Einigung. Mit unsrer „historischen“ Weisheit würde man das Geleistete kaum zu stande gebracht haben.

Diese Sprache, die erst auf dem Papiere das geworden ist, was sie heute ist, gilt — wie gesagt — für jeden Bildungsbedürftigen als das Vorbild selbst seiner Hausprache — von seiner „gewählten“ Sprache gar nicht zu reden. Das ursprüngliche Verhältnis hat sich also völlig umgekehrt zu gunsten des geschriebenen Wortes. Man wird mir vielleicht einwenden, daß ich nicht gehörig zwischen geschriebener Sprache überhaupt und einer mehr oder weniger verbildeten Schulsprache zu scheiden wisse. „Unsre großen Dichter und Schriftsteller — sagt man — haben gerade das große Verdienst, ihre natürliche, selbawachsene Sprache zur Geltung gebracht und der Verkücherung mit Bewußtsein entgegengearbeitet zu haben. Ihr Deutsch — nicht das der Schule — ist uns höchstes Vorbild!“ Das ist recht schön; aber bilden wir uns denn wirklich ein, jene „natürliche, selbawachsene“ Sprache habe gar nicht unter der Zuchttrute der Schule gestanden? Auf die Sprache des jungen Goethe hat von den ersten Lebensjahren an das geschriebene Wort eingewirkt, so gut wie auf alle Kinder in gebildeten Kreisen; und wenn der himmelstürmende Jüngling dann den verhassten Regelzwang durchbrach, so hob er damit doch die Grundlagen seiner Sprache nicht auf, und an diesen hatte das geschriebene Vorbild seinen unleugbaren Anteil. So stehen auch unsre sprachgewaltigsten Geister keineswegs außerhalb des Bannes schriftlicher Überlieferung.

Worauf alle meine bisherigen Ausführungen hinauslaufen, wird der Leser längst erkannt haben: die eigentliche Lebenskraft jeder Sprache beruht zu allen

Zeiten auf dem unmittelbaren mündlichen Verkehr, und dieser schließt zunächst das „Denken über die Sprache“ aus; hier begegnen wir unbewußtem und ungewolltem Schaffen. Aber neben dieser natürlichen Sprachentwicklung macht sich in allen Kultursprachen in immer steigendem Maße die Wirkung bewußter, verstandesmäßiger Arbeit geltend. Das Feld dieser Thätigkeit ist besonders das Papier; die Volkssprache wird zur Schrift- und Litteratursprache.

Den sichern Gebrauch einer Volkssprache eignet sich jeder Angehörige mühelos an, die Beherrschung einer geschichtlich gewordenen Schriftsprache ist eine Kunst, in der niemand je völlig auslernt. Eine solche Sprache muß erstarren, sobald ihr eigentlicher Lebensquell, die mündliche, unbefangene Sprachentwicklung versiegt (ein Beispiel geben uns die sogenannten toten Sprachen), sie muß verwildern, wenn sie der bewußten Pflege entbehrt. Diese Pflege hat nicht etwa die Aufgabe, jene natürliche Quelle einzudämmen, im Gegenteil, sie bedarf gar sehr der Hilfe des unbefangenen, naiven Sprachlebens. Nicht die natürliche Entwicklung, sondern die andre Seite der Sprachthätigkeit, die bewußte, willkürliche Arbeit, die Veränderung des gesprochenen Wortes und die unablässige Zufuhr von Ungesprochenem und Unsprachbarem auf dem Papiere, das ist es, was die Aufsicht, die Überwachung nötig macht.

Daß auch in unsrer gebildeten Umgangssprache schon lange beide Kräfte — ich will sie einmal die bewußte und die unbewußte Arbeit nennen — thätig gewesen sind, habe ich gezeigt. Doch das natürliche Sprachgefühl macht sich hier immer noch kräftig geltend, besonders wo der Zusammenhang mit der Mundart noch nicht ganz verloren ist. Glücklicherweise haben die meisten Gebildeten auch heute noch eine besondere Hausprache. Manche freilich sind schon ganz einsprachig geworden. Mir ist, wenn ich solche Leute sprechen oder besser reden höre, immer zu Mute, als wären ihre Worte dazu bestimmt, gleich nachgeschrieben und in die Druckerei getragen zu werden. In ihrer mündlichen Sprache finden sich denn auch schon massenhaft die bekannnten Zierden des papiernen Stils: derselbe (statt er), welcher (statt der), seitens (statt von), behufs (statt zu), antwortlich (statt auf) u. s. w. Hier würde man vergeblich auf die unbefangene Sprache hinweisen.

Die Übelstände, die Unarten, gegen die sich eine vernünftige Sprachpflege richtet, haben also von Haus aus nichts mit der natürlichen Entwicklung zu thun; sie sind samt und sonders nicht durch mündlichen Verkehr, sondern auf dem Papier in unsre Sprache eingeführt worden. Daß die schriftliche Vermittlung ein notwendiges Übel ist, wird niemand bestreiten. Wir haben ein gutes Recht, den Einfluß der Schrift auf die gesprochene Sprache zu überwachen und auch die sprachlichen Mißbildungen in das rechte Licht zu stellen, die vorläufig noch allein auf dem Papier ihr Wesen treiben. Wir dürfen aber dabei nicht vergessen, daß man niemals von einer gebildeten Sprache alles abstreifen kann, was vom Papier an ihr haften geblieben ist. Dafür

ist sie eben eine Litteratursprache. Doch was auf dem papiernen Wege in unsre Sprache eingedrungen ist und täglich eindringt, das muß es sich gefallen lassen, auf seine Echtheit und Berechtigung hin geprüft zu werden. Oft genug steht nicht der schöpferische Genius der Sprache als Urheber dahinter, sondern ein vielbeschäftigter Zeitungsschreiber, der, während er schrieb, selbst unter dem Banne der französischen und englischen Leitartikel stand, durch die er sich gerade hindurch gearbeitet hatte.

Zum Schluß noch ein Wort über das oft beklagte Schwinden des Sprachgefühls. Es hängt gewiß aufs engste mit dem Übergewicht der geschriebenen Sprache zusammen. Darum kann das Übel auch nicht allein durch eine Vermehrung der Grammatikstunden in der Schule beseitigt werden. Das wirksamste Heilmittel ist vielmehr die allmähliche Gewöhnung, bei der Aufnahme des Neuen und bei eigenem Schaffen fleißiger und gewissenhafter das Ohr zu gebrauchen. Es wird heute gar zu viel niedergeschrieben und weiter verbreitet, ohne vorher vom Ohre geprüft zu sein; der Schreibende hört seine Sätze nicht, er sieht sie nur, der Leser nimmt allein durch das Auge auf und verbreitet das Gelesene geistig, ohne den Klang des lebendigen Wortes im Ohre vernommen zu haben. Wir denken schon „auf dem Papier.“ Ich erinnere mich einer treffenden Bemerkung Rudolf Hildebrands aus einer Vorlesung: „Wenn früher dem Menschen ein Gedanke plötzlich klar und deutlich in den Sinn kam, dann wars ihm, als habe ihm ein Geist dies heimlich zugeflüstert; heute sieht er es klar vor sich — wie gedruckt!“



Die Kunstausstellungen in München und Dresden

Von Adolf Rosenberg

3



as die von der Dresdner Kunstgenossenschaft veranstaltete Ausstellung von Aquarellen, Pastellen, Handzeichnungen und Radierungen zur Charakteristik der gegenwärtigen deutschen Kunst beigetragen hat, ist nicht von Belang. Trotz des redlichen Eifers der Unternehmer ist es nicht gelungen, sie über die Bedeutung einer örtlichen Kunstausstellung zu erheben, die nur für die engern kunstliebenden und kunstübenden Kreise der sächsischen Hauptstadt von Interesse gewesen ist. Sie haben eine Art von Lehrkursus durchgemacht, der sie darüber unterrichtet hat, was in den letzten drei Jahren in den vornehmsten Kunst-